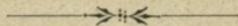
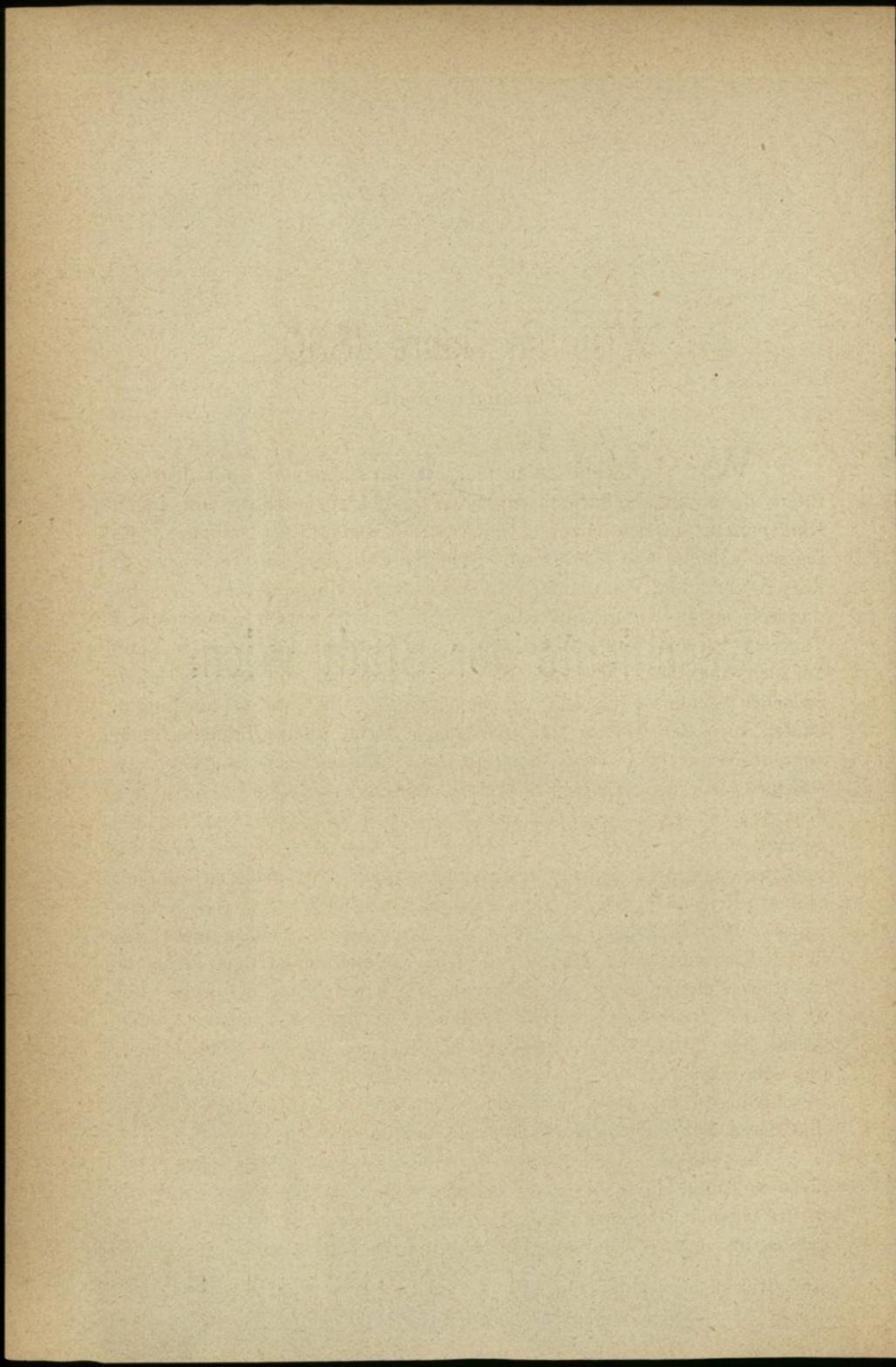


Beiträge
zur
Geschichte der Stadt Wien.





Wien im Jahre 1830.

Von Eugen Guglia.

I.

WIEN im Jahre 1830, das ist der Schauplatz, auf dem die Eltern derer, die heute auf der Höhe des Lebens stehen, ihre ersten Kinderspiele spielten oder gar noch ihre Wiegenträume träumten. Es regierte damals, wie jeder weiss, Kaiser Franz, der Grossvater unseres Kaisers; er stand im dreiundsechzigsten Jahre seines Lebens, im achtunddreissigsten seiner Regierung. Noch lebten Leute, die Kaiserin Maria Theresia gesehen hatten, und man brauchte nicht gar so alt zu sein, um sich noch der Zeit Josefs II. zu erinnern, nur vierzig Jahre lagen zwischen seinem Tode und der Gegenwart. Alle, bis zu den jungen Leuten von etlichen zwanzig, wussten — durch eigenes Erlebnis, nicht vom Hörensagen — von den grossen Kriegen, den wundersamen Glücksfällen, der bitteren Noth und den grossen Thaten, die aus dem 18. ins 19. Jahrhundert herübergeführt hatten, es war einundzwanzig Jahre her, dass die Schlacht von Aspern, siebzehn, dass die Völkerschlacht von Leipzig geschlagen worden war, man sah auf den Strassen Kriegsmänner, die damals mitgekämpft hatten, in dem Invalidenhaus auf der Landstrasse war keiner, der seine Wunden nicht aus diesen Kämpfen hatte. Als ein Bild voll märchenhaften Glanzes lag in nächster Vergangenheit die Congresszeit, und dass Napoleon auf St. Helena die Augen geschlossen hatte, war noch kein Jahrzehnt. So ist die Zeit um 1830 eine rechte Brücke für uns aus der vollständigen, uns schon ganz fremd gewordenen Vergangenheit, aus dem Dunkel der Geschichte in die Tage, von denen uns unsere Eltern erzählt haben, und deren Zeugen sich noch lebendig um uns bewegen.

Es war eine ruhige Zeit für Oesterreich und Wien, aber doch nicht so ruhig, dass man sich nur in Reminiscenzen ergangen wäre und in der eigenen Gegenwart kein grosses Interessé gefunden hätte. Wohl gab es im eigenen Vaterlande keine politische Tagesgeschichte, oder sie

entzog sich doch der allgemeinen Kenntniss und der allgemeinen Besprechung. Aber mit umso grösserer Theilnahme verfolgte man darum, was jenseits der Grenzen geschah, und je weiter von diesen entfernt sich eine politische Begebenheit abspielte, desto weniger sparsam waren die beiden Zeitungen, in denen allein von Politik die Rede war, die „Wiener Zeitung“ und der „Beobachter“, mit Nachrichten und Commentaren. Das Jahr zuvor war der russisch-türkische Krieg gewesen, der Friede von Adrianopel geschlossen, im April dieses Jahres die Unabhängigkeit Griechenlands von der Pforte anerkannt worden. Diese grossen Ereignisse wirkten noch das ganze Jahr 1830 hindurch nach, die Blätter brachten häufig Notizen aus Athen, von den griechischen Inseln, aus Bukarest und Jassy. Es war das nicht bloss ein Zugeständniss an die politische Neugierde, es gab doch auch sehr reale Interessen, die Wien mit den unteren Donauländern und selbst mit Griechenland verbanden, die Colonie griechischer Grosskaufleute war damals schon nicht unbedeutend in Wien. Ein Adresskalender des Jahres 1830 nennt einen Christodulos Bosino, einen Cornides, einen Michael Demeter Curti, einen Demeter Gyra, einen Demeter Manziarli. Nachrichten, wie die am 22. Jänner unter London von der „Wiener Zeitung“ gebrachte: „dass der Herzog von Wellington und der Graf von Aberdeen mit dem Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg, dem muthmasslichen künftigen Beherrscher Griechenlands, eine Zusammenkunft gehabt haben und dadurch auf der Londoner Börse der Cours der griechischen Staatspapiere in weniger als 48 Stunden um 4% gestiegen ist“, machten wenigstens in diesen Kreisen gewiss Sensation.

Indessen dieses Interesse war doch, im grossen Publicum wenigstens, im Verlöschen, denn die Entscheidungen waren bereits gefällt. Aber das Jahr selbst brachte immer neuen Stoff. Der Expedition der Franzosen nach Algerien widmete die „Wiener Zeitung“ viele Spalten und kam damit gewiss dem Bedürfnisse der Leser entgegen. Da war alles, was auch wenig phantastisch geartete Gemüther mit Aufmerksamkeit und Spannung erfüllen konnte: ein fernes, wenig bekanntes Land, am Fusse eines hohen, schneebedeckten Gebirges, am Rande einer ungeheuren Wüste gelegen, aber doch voll von Städten mit klangvollen Namen und alten Erinnerungen; ein gewalthätiger Fürst wie aus Tausend und eine Nacht, grausame Bewohner, edle heldenhafte Eroberer, die zugleich mit der Bestrafung der Piraten, welche seit Langem die Küsten des Mittelmeeres unsicher machten, ein Werk der Befreiung an vielen gefangenen Christensclaven vollführten: Leopold Chimani, der wackere Schulmeister von Korneuburg und geleseste Jugendschriftsteller jener Tage liess sich den Wurf nicht entgehen, mit anderen

Werken dieses Autors kündigte sein Verleger Mausberger in diesem Jahre auch einen „Christensclaven in Algier“ an. Dann starb der König von Grossbritannien, Georg IV., die Berichte über seinen Hingang, über den Regierungsantritt seines Nachfolgers, Königs Wilhelm, über die ersten Parlamentssitzungen unter diesem, die die „Wiener Zeitung“ brachte, sind kaum minder genau und langathmig als die unserer heutigen Tagesblätter bei einem ähnlichen Anlasse. Eines lebhaften Antheiles war in Wien, sowie in Paris, Berlin oder London auch jede Nachricht über das politische Leben in Congresspolen sicher. Denn die Schöpfung bestand ja damals noch, es war eine politische Construction, von Alexander I. nach den Lieblingsmaximen der Zeit zurechtgemacht, die Ideologen setzten grosse Hoffnungen auf sie, die Skeptiker glaubten bereits ihren Zerfall ankündigen zu dürfen. Wohl führte der Warschauer Reichstag, seitdem Nikolaus I. herrschte, nur mehr ein Scheinleben, aber er war doch noch da, noch stand ein russischer Grossfürst (Constantin) als Gouverneur an der Spitze des autonomen Landes; im Juni brachte die „Wiener Zeitung“ einen Bericht über die Schliessung des Reichstages durch diesen.

Das alles aber trat weit zurück vor den Ereignissen, die sich in Frankreich abspielten. Die Verhandlungen der Deputiertenkammer hatten wie überall in Europa, so auch in Wien, schon seit Jahren das lebhafteste Interesse erregt, man war über diese auch immer ziemlich gut unterrichtet; der „Beobachter“ sah es als eine seiner Hauptaufgaben an, die Redner der französischen Opposition, die liberalen und demokratischen Journale von Paris, zu belauschen und zu widerlegen, dadurch wurden aber die Meinungen dieser selbst, das Uebereinstimmende derselben, sowie die Nuancen, die hier wieder einzelne Parteien unterschieden, sehr gut bekannt. Zu Beginn des Jahres 1830 war eine neue Kammersession eröffnet worden. Die Thronrede sprach von den „frevelhafte[n] Umtrieben,“ welche der königlichen Autorität überall Hindernisse zu bereiten suchen; die Adresse der Kammer antwortete mit dem Hinweise auf die Grundlage des parlamentarischen Lebens. Uebereinstimmung der Politik der Regierung mit dem Willen der Nation: „Diese Uebereinstimmung“, sagte sie, „existirt nicht.“ Karl X. vertagte sofort die Kammer, löste sie dann auf. In Wien schrieb der junge Bauernfeld unter dem 9. April in sein Tagebuch: „Die Adresse der (französischen) Kammer an den König und ihre Prorogation beschäftigt jetzt alle Welt. Es ist hohe Zeit, an den Zeitereignissen theilzunehmen.“ Er spricht von fruchtlosen Discussionen, die er mit einem Freunde über die Dinge führe: „. . . wir nehmen zu verschiedene Standpunkte ein. Er ist für Königthum und Kirche, ich weit davon.“ Die erste Nachricht

von den königlichen Ordonnanzen vom 25. Juli, die den Anlass zur Julirevolution gaben, brachte die „Wiener Zeitung“ am 2. August, tags darauf gab sie den Wortlaut derselben; die ersten Nachrichten über die Revolution selbst (27.—30. Juli) kamen am 6. August, direct sowohl wie — ausführlicher — durch Münchner Zeitungen. Am 7. August heisst es in der „Wiener Zeitung“: „Die Pariser Zeitungen vom 29. Juli sind nicht angekommen.“ Doch wird bereits ein ziemlich umfangreicher Bericht aus dem „Journal de Francfort“, aus Augsburger und Strassburger Blättern gegeben. Der alte Schauspieler Costenoble notirt in seinem Tagebuche, der kaiserliche Thürhüter Müller habe ihm erzählt, Kaiser Franz sei durch die Vorgänge in Paris sehr angegriffen; „der hiesige Adel“, setzt er hinzu, „bedauert Karl X. als einen guten Mann und nennt (Louis) Philipp einen Usurpator.“ Aber Bauernfeld jubelte nun: „Revolution in Frankreich, Victoria! Der König fortgejagt, der Herzog von Orléans Generallieutenant des Königreichs . . . Paris ist gross.“ Das war das Urtheil eines jugendlichen Enthusiasten; in den Denkwürdigkeiten der Karoline Pichler, die etwa zehn Jahre später abgefasst wurden, finden wir ausgesprochen, was ältere und ruhigere Leute des gebildeten Bürgerstandes dachten. Die einen fürchteten die Wiederkehr der Greuel von 1799, die meisten aber, als sie von der Erhebung Louis Philipps und der Bildung einer constitutionellen Monarchie unter dem als liberal bekannten Orléans hörten, freuten sich, verhiessem dem neuen Zustande der Dinge in Frankreich lange Dauer und hofften in der Stille Rückwirkung desselben auf Deutschland und Oesterreich.

Von einer eigentlichen revolutionären Erregung, die zu Thaten hätte führen können, waren indes sowohl die oberen Zehntausend als auch die Massen weit entfernt. Zwar so ganz lethargisch zufrieden, wie man sich diese gewöhnlich im Vormärz denkt, waren sie wenigstens um 1820 nicht. Das Jahr zuvor hatte eine Regulierung der Verzehrungssteuer die Preise fast aller Lebensmittel in der Stadt bedeutend in die Höhe getrieben, die Erbitterung hierüber zitterte noch nach; ein strenger Winter, die grosse Ueberschwemmung vom 1. März vermehrte die Noth unter der armen Bevölkerung, es kam hie und da zu Krawallen, einmal sogar zu einem kleinen Arbeiteraufstande; im October waren einmal die Truppen in den Kasernen consignirt und wurden mit starken Munitionsvorräthen versehen; aber da Kaiser Franz selbst an dem Orte des Aufruhrs erschien — „i wir mit den Leuten selber reden“, hatte er gesagt — da gaben sie sich sofort zufrieden, küssten dem Kaiser den Rock, versprachen Ruhe und Gehorsam und hielten es auch; für die zahlreichen Arbeitslosen wurde dann in der Brigittenau auf ärarische Kosten einige Beschäftigung ausgefunden.

II.

Weder von der Thätigkeit des niederösterreichischen Landtages, noch von der des Wiener Gemeinderathes verlautete etwas, niemand scheint von diesen Körperschaften gesprochen zu haben; hier bewegte sich alles langsam und geräuschlos in den Geleisen, die seit den Zeiten Maria Theresias, Kaiser Josefs und Kaiser Leopolds ausgefahren worden waren, es sind mehr bureaukratische Instanzen als Vertretungen des Landes und der Stadt. Der Magistrat, der unter Josef II. an Stelle des alten inneren Stadtrathes und des Stadtgerichtes getreten war und aus drei Sectionen bestand — einer politisch-administrativen, einer civil- und einer criminalgerichtlichen — wurde schon seit 1808, bis auf einen einzigen Rath, von der Regierung ernannt; auch der Bürgermeister wurde nicht frei gewählt, die Bürgerschaft hatte sich bloss das kärgliche Recht erhalten, sechs Candidaten für dieses Amt vorzuschlagen, aus denen die Regierung wählte. Organ der Bürgerschaft war der sogenannte äussere Rath, aber auch dieser war nicht der Ausdruck des Bürgerwillens, denn ihn ernannte der Magistrat. Uebrigens wurde er sehr selten um seine Meinung gefragt, und wenn es geschah, so war er immer der Ansicht des Magistrates und der Regierung. Das Volk nannte seine Mitglieder darum spöttisch die „Ja Ja-Manderln“. Nur in der Bürgerspitals-Wirtschaftscommission, die wirklich aus Bürgern zusammengesetzt war und so ziemlich das ganze Armenwesen der Stadt zu leiten hatte, lebte ein spärlicher Rest der alten Autonomie.

Nicht nur die sogenannten Vororte, auch die Vorstädte, deren man über dreissig zählte — die späteren Bezirke II bis IX (das heutige Favoriten gehörte zur Wieden) — bildeten noch eigene Gemeinden. In den meisten hatte allerdings der Magistrat die Gerichtsbarkeit, aber neben diesem bestanden doch noch in ganz mittelalterlicher Weise Herrschaftsgerichte, wie das des Schottenklosters (auf den schottischen Gründen im heutigen VII. Bezirke), des Domcapitels von St. Stephan (in Mariahilf), der Grafen und Fürsten Starhemberg (Schaumburgergrund auf der heutigen Wieden und das Freihaus, auch Conradswerth genannt), der Fürsten Liechtenstein (in Liechtenthal); in den Vororten ausserdem das des Stiftes Klosterneuburg, des Barnabitencollegiums von St. Michael bei der Hofburg und mehrerer kleiner Herrschaften. Diese hatten das Recht, die Richter einzusetzen, die Beisitzer des Gerichtes wurden hier noch von den Hausbesitzern gewählt, von der Herrschaft nur bestätigt. Diese Gerichte waren Friedensgerichte in Bagatellsachen, insbesondere zur Abschliessung gütlicher Vergleiche, ausserdem besorgten sie die Localpolizei, ihr ausführendes Organ war der vielberufene Grundwächter.

Aber auch an der Verwaltung hatten diese Gerichte einen dürftigen Antheil, sie verwalteten das Gemeindevermögen, bei jeder Ausgabe freilich über zwanzig Gulden musste die Ortsherrschaft ihre Bewilligung geben. Immerhin bestand so in den Vorstädten und Vororten ein grösseres Mass von Autonomie als in der inneren Stadt. Neben den Ortsobrigkeiten gab es auch noch die Grundobrigkeiten oder Dominien, gleichfalls ein mittelalterliches Erbe; diese übten keine Gerichtsbarkeit aus und hatten auch mit Polizei und Verwaltung nichts zu thun, sie stellten die Nachkommen der alten Besitzer des Grundes und Bodens dar; die Hauseigentümer waren im Grunde alle nur Nutzniesser, Grundunterthanen. Die Grundobrigkeit fertigte ihnen den Schutzbrief oder die „Gewähr“ über das Eigenthum ihrer Realität und die Pfandbriefe für die Darlehen, die darauf hafteten, sie führten auch das offene Buch, in dem der Besitzstand ihres Grundes — Namen des Besitzers, seiner Rechte und Lasten — verzeichnet waren. Alle Grundunterthanen hatten ihrer Grundobrigkeit einen sehr geringen emphyteutischen Grundzins, das alte „Burgrecht“, zu bezahlen. Es betrug häufig nicht mehr als einen Kreuzer im Jahre, weil es im Laufe vieler Jahrhunderte unverändert geblieben war, bisweilen noch weniger, niemals mehr als 4 Gulden 30 Kreuzer. Obwohl dies gewiss keine Bedrückung war, so wurde es doch als solche gefühlt, weil man ja von der Grundobrigkeit gar keine Gegenleistung empfing. Dass sie die eigentlichen Besitzer darstellten, hatte man längst vergessen, jene wussten es oft selber nicht mehr. Noch schwerer empfanden es die Grundholden, dass bei jeder Handänderung, häufig auch bei regelmässiger Erbfolge, von jedem Gulden des Realitätenwerthes etwa drei Kreuzer an die Herrschaft fielen; wer aber im Falle des Besitzwechsels die Gewähr nicht zur rechten Frist nahm, zahlte überdies 45 Kreuzer Wandel: es war der alte „Ehrschatz“, der da unter einem neuen Namen fortlebte. Robot und Zehnten allerdings, die sonst auf dem flachen Lande, wie bekannt, bis 1848 bestanden, waren innerhalb des städtischen Burgfriedens ganz, ausserhalb desselben häufig abgelöst, eine geringe Geldabgabe war an dessen Stelle getreten.

Würde man einen Plan von Wien im Jahre 1830 anfertigen, auf welchem die verschiedenen Grundherrlichkeiten mit verschiedenen Farben bezeichnet wären, es wäre dies ein so buntscheckiges Papier wie nur die politischen Karten der südwestlichen Territorien des heiligen römischen Reiches im 17. und 18. Jahrhundert. Im Jahre 1829 hat ein fleissiger Magistratsbeamter, Karl Ponschab, eine „Darstellung der bei den Häusern in der Stadt und in den sämmtlichen Vorstädten Wiens einschreitenden Grundherrlichkeiten“ herausgegeben, die uns ein Bild wahrhaft chaotischer Zersplitterung gibt. Selbst in der inneren Stadt,

wo doch der Grund und Boden im Allgemeinen von altersher städtisch war, tauchen neben der Stadt oder dem Magistrat fast in jeder Gasse noch andere Grundherrlichkeiten auf. Greifen wir als Beispiel die Dorotheergasse heraus. Hier besass die Stadt bloss über die beiden Bethäuser der protestantischen Gemeinden die Grundobrigkeit (Nr. 1113 und 1114), sieben Häuser, darunter eines, das den Salesianerinnen auf der Landstrasse gehörte, zinsten dem Schottenkloster, sechs andere den niederösterreichischen Ständen — zu diesen gehörte der sogenannte Dorotheer-, jetzt Neuburgerhof, an der Ecke der Plankengasse, heute wie damals im Besitze des Stiftes Klosterneuburg, ferner das Graf Gatterburg'sche Fideicommisshaus (Nr. 1115), endlich das k. k. Versatzamt. Während also das Stift Klosterneuburg, selbst Ortsobrigkeit in mehreren Vorstädten und Vororten, Grundobrigkeit in einer grossen Zahl von Häusern in und ausserhalb der Stadt, hier über sein eigenes Haus die Grundobrigkeit nicht besass, übte sie dieselbe über das Haus Nr. 1110, dessen Eigenthümer ihm zu Leistungen verpflichtet war und von ihm die grundbücherliche Gewähr empfing. In den Vorstädten war die Zahl der Grundherrschaften aber häufig viel grösser als in der inneren Stadt; besonders berüchtigt war in dieser Hinsicht die Landstrasse, wozu Erdberg und Weissgärber nicht gerechnet wurden; hier gab es nicht weniger als zehn Grundherrschaften: die Stadt, das Stift Schotten, das Domcapital von St. Stephan, die Domcustodie, die Dominicaner, die Malthesercommende St. Johann, die Seeger von Segenthal, die Grafen Starhemberg, das Bürgerspital, die Georg Nussdorfer-Beneficiatenstiftung. Es kam vor, dass eine einzige Realität vier Grundherren verpflichtet war, etwa der einen für das Haus, der andern für den Stall, der dritten für den Hof, der vierten für den Garten (so Landstrasse Hauptstrasse alt Nr. 171).

Diese seltsamen Verhältnisse traten nun freilich nur selten sichtbar hervor. Die Ortsobrigkeit mochte man allenfalls bei der Frohnleichnamsp procession hinter dem Himmel einhergehen sehen; da diese Obrigkeit aber zumeist nur eine juristische Person war, so kam an ihrer Stelle doch nur der Richter mit den Beisitzern; das war gerade so wie heute, wo der Bezirksausschuss diese Ehre geniesst. Von der Grundobrigkeit war aber überhaupt nichts zu sehen als in dem amtlichen Theile der „Wiener Zeitung“ ihre Kundmachungen über Kauf und Verkauf, Feilbietungen u. dgl. Nur wer mit den Grundbüchern zu thun hatte, Realitäten kaufte und verkaufte, Geld auf solche aufnahm oder lieh, musste sich um die Grundobrigkeiten kümmern, wo ihre Kanzlei war, wann ihre Amtsstunden etc., und die Hausherren wussten an den Quartalsagen davon, wo sie ihre Zinse zu entrichten hatten.

III.

Wie so trotz aller bureaukratischen Nivellirkunst, die die Regierung seit Jahrhunderten übte, in Verwaltung, im Gerichte und in den Eigenthumsverhältnissen die mittelalterliche Fülle und Buntheit noch nicht ganz verschwunden war, so bot die Stadt auch äusserlich noch lange nicht die Gleichförmigkeit unserer modernen Städtebilder. Nicht nur Stadt und Vorstadt trugen ihr bestimmtes Gepräge — das haben sie ja auch heute noch nicht ganz verloren — sondern jedes der vier Viertel der Stadt und jede von den 34 Vorstädten hatte seinen besonderen Charakter. Auch der landschaftliche Hintergrund trat noch mehr hervor, man brauchte nicht erst eine Stunde oder länger hinaus aufs Land zu wandern oder auf den Stefansthurm zu steigen, um sich eine Vorstellung von der Lage der Stadt und von ihrer Umgebung zu verschaffen, es genügte, dass man die innere Stadt verliess: sogleich öffnete sich bald hier, bald dort ein freier Ausblick auf die Berge im Westen und Süden, auf die Ebene im Norden und Osten, ein Spaziergang auf den Basteien gewährte vollends eine Reihe der schönsten Landschaftsbilder.

Das alles war schon lange so gewesen — Ansichten der Stadt von 1730 und von 1830 unterscheiden sich sehr wenig von einander, und selbst auf den ältesten Städtebildern — aus dem 15. und 16. Jahrhundert — konnte sich der Wiener von 1830 noch vollkommen zurecht finden, er sah gleich, das war seine Stadt, und nicht bloss am Stephansthurm und am Kahlenberg. Es blieb ja auch noch geraume Zeit so, und das Wien von 1830 besitzt dann kaum irgend ein besonderes äusseres Merkmal und Kennzeichen. Die Fremden, die damals — kurz vorher oder nachher — in unsere Stadt kamen, empfingen denselben Eindruck wie jene ältere Generation von Reisenden, deren bekanntester Vertreter der Berliner Aufklärer Nicolai war. Ende 1827 kam der junge Leopold Ranke hieher, so wie so viele vor ihm fand er die eigentliche Stadt mit ihren engen Strassen, besonders während des regnichten Novembers, hässlich, ja entsetzlich: „Die Menschen an den besuchten Orten immer gedrängt, vor und hinter einem rasche Wagen, und kaum ist man dem einen ausgewichen, ein anderer.“ Aber er findet doch gleich auch die eigenthümliche Schönheit von Wien aus: „Das Glacis rings um die eigentliche Stadt her, hinter welchem erst die Vorstädte anfangen, fast wie bei Leipzig, nur ist es hier grösser und breiter und künstlicher, man ist da draussen fast wie auf dem Lande.“ Vier Jahre später (1831) kam der Herausgeber des damals vielgelesenen „Stuttgarter Morgenblattes“, der bekannte Wolfgang Menzel, nach Wien, und schon

ein Jahr später erzählte er seine Eindrücke in einem Buche „Reise nach Oesterreich“. Er kam von Westen her, über Salzburg und Linz. „Man hat auf diesem Wege keinen Totalüberblick der Stadt,“ schreibt er, „desto imponanter nimmt sie sich im Innern aus. Wenn man die ungeheuern Vorstädte passirt hat, gelangt man zu einem Circus, der eine halbe Stunde im Durchmesser misst und ringsum von den reinlichen und zum Theil prachtvollen Gebäuden der Vorstadt umkränzt wird. Mitten in diesem mit grünem Rasen bedeckten und von unzähligen Alleen durchschnittenen Circus liegt nun erst die innere oder alte Stadt mit ihrem Centralpunkte, dem alles hoch überragenden St. Stephans-thurm. Diese Centralisation der Stadt, dieses grüne Intervall, diese amphitheatralische Lage der Vorstädte geben Wien eine Regelmässigkeit, welche den Ueberblick über seine ungeheure Häusermasse erleichtert und zugleich die Majestät der Kaiserstadt erhöht . . . Diese schöne und verschwenderische Vertheilung des Raumes, diese lichtvollen Breiten zwischen der alten Stadt und den Vorstädten fallen umso angenehmer auf, als sie vollkommen dem heiteren Charakter der ganzen freundlichen Gegend und des freundlichen Volkes selbst entsprechen.“ Nur ganz nebenbei werden von diesem optimistischen Schilderer die „engen und dunklen Gassen“ der inneren Stadt, die ja nur den sechsten Theil des Ganzen ausmache, erwähnt. Der nächste Besucher, der uns seine Eindrücke aufgezeichnet hinterlassen hat, der berühmte Romanschriftsteller Willibald Alexis, der 1832 nach Wien kam, hat schon wieder etwas mehr Mühe, die „eigenthümliche Schönheit“ der Kaiserstadt zu erkennen. „Wien, die Stadt, ist wie ein Spinnengewebe krummer, hoher, nicht schöner, aber auch nicht hässlicher Strassen, die im Mittelpunkte zusammenlaufen auf den St. Stephan und auslaufend, die Basteien berühren. Wenn man in der Kaiserstadt ist, könnte man allerdings in Versuchung gerathen, die Kaiserstadt zu suchen; so hoch umwallt, so aussichts- und effectlos sind alle Punkte. Die neuere Baulust und -Kunst konnte nicht abhelfen, wenn sie nicht gerade zerstören wollte. Schönen Gebäuden hier würde jede Aussicht abgehen, auch müssten sie in eigenem Massstabe zu den himmelhohen Häusern aufgerichtet werden.“ Auch von den Basteien ist dieser Beobachter nicht gerade entzückt. „Die vielgerühmten Basteien,“ sagt er, „können auf den ersten Blick befremden, wenn der Reisende die Art vergleicht, wie Leipzig, Frankfurt, Breslau u. a. ihre alten Festungswerke zu parkartigen Lustpartien zu benutzen gesucht. Ueberall dort musste, wenn man auch wie in Breslau und zum Theil in Leipzig den Graben beibehielt, der Wall herunter, um der Stadt freien Luftzug und den äussersten Häusern neue Fronten zu geben. Nur einzelne Basteien liess man als Berge in dem

neuen Parke stehen, um Terrassen darauf anzulegen und Aussichten zu verschaffen, zu welchem Behufe man sie hie und da noch erhöhte. Von diesen Parkanlagen gewahrt man auf den Wiener Basteien wenig oder nichts. Der rothe Ziegel ist nirgend mit Rasen bekleidet, selbst die Wallbrüstungen sind eckige Steine ohne Grün und Blumen, die breite Fläche ist mit Kies, der keine Vegetation auflässt, bestreut, und die neu-angepflanzten Bäume geben noch nicht den wohlthätigen Schatten, der den Spaziergänger unter den ehrwürdigen Kastanienalleen auf den Wällen alter Festungen erfreut. Es fehlen nur die Schiesscharten und Kanonen, um diesen Wällen das Ansehen zu leihen, als wenn sie noch immer einem Besuche, sei es von Türken oder Franzosen, entgegensähen.“ Aber Alexis gesteht, dass nur der, welcher zum erstenmale auf diese „nackten Höhengänge“ stieg oder dem Staubwolken und ein nebliger Himmel die Fernsicht verhüllten, enttäuscht ist und klagt: „Wo dieser reiche Anblick ringsum bei jedem Schritte in wechselnder Anmuth sich entwickelt, fordert nur die Ungenügsamkeit, dass auch der Punkt, von wo man es sieht, ihm an Schönheit gleichkomme. Wer, versenkt im Anblick eines reizenden Schauspieles, kritisirt die Logenwände, von wo er zusieht?“ Er vergleicht die Basteien mit Gerüsten, von denen aus man ohne Entréegeld ein wandelndes Schauspiel hat, wie keine Kaiserstadt und Königsstadt es bietet: „Punkte mit herrlichen Aussichten findest du in Paris und London, in die Stadt hinein und hinaus. Hier aber steigst du aus der dunklen Stadt hinauf zu einer räumigen Höhe, du fühlst dich frei, du siehst den freien Horizont über dir, grüne Plane, Thürme, Baumpartien unter dir, in weiter Ferne reizende Landschaften, grüne Höhen, in der Ferne blaue Gebirge, sogar weisse Schneeberge, und doch bist du noch mitten in der grossen, grossen Stadt. Denn über dem Graben, in den du schwindelnd schaust, am andern Rande des weiten Glacis — fängt eine neue Stadt an, schöner, prangender, grösser als die, von der du kommst. So hoch du stehst, du übersiehst nicht das Ende der Dächer. Und wohin du dich wendest, überall dasselbe Schauspiel. Die Mauer senkte sich schroff, ein tiefer Graben trennt dich von einer grossen Wiese, und jenseits der Wiese hebt die neue Stadt an. Du läufst um Wien und siehst, dass du Wien nicht kennst, du warst nur in seinem kleinen Kern. Die grosse, weiche, neue Masse liegt rings um diesen Kern, weiter als dein Auge reicht, sich erstreckend. Erst umlagert ein grüner Anger das alte Wien und an den grünen Anger reiht sich das neue Wien. Jetzt weisst du nun, dass es eine Kaiserstadt ist!

So also erschien in der Zeit, die wir hier ins Auge fassen, unser Wien den Fremden. Die Charakteristik von Alexis ist, nicht nur die

ausführlichste, sondern auch die bezeichnendste, sie hebt am stärksten hervor, was das Gesamtstädtbild von Wien von dem anderer Grossstädte damals unterschied. Sehen wir uns nach einzelnen Ausschnitten, nach Schilderungen einzelner Stadttheile, nach Stimmungsbildern aus Stadt und nächster Umgebung um, so liefern die genannten drei Schriftsteller wenig Ausbeute. Ranke, dem es ja gar nicht darum zu thun ist, Wien zu schildern, hat am wenigsten. Aber wie prächtig beschreibt er uns doch den Stephansplatz bei Nacht: der Mond grad über dem Dom, er auf einem Steine gegenüber am Haus, „dies edle Menschenwerk, Stille der Mitternacht — ein freudiges Beschauen, welche Träume!“ Oder einen Frühlingsspaziergang im Prater: „hart an der Donau, es ist eine Art Damm, zu beiden Seiten mit schlanken Bäumen eingefasst . . . sie bilden einen kleinen Wald mit Wiesen und frischem Rasen. Wo sie unterbrochen werden, hat man die Aussicht nach dem Wasser und jenseits der Donau nach den Bergen. Darüber geht die Sonne unter. Die Berge stehen dunkelblau. Ihre Umrisse treten gegen das Abendroth scharf hervor. Die Donau hat starke Flut, und über ihre ganze Breite hin ist sie von der untergehenden Sonne beleuchtet. Die Luft ist still, ferne hört man aus den besuchteren Theilen des Praters Hörner und Trompeten.“ Das alles ist auch heute noch so, aber dass ein Fremder damals diesen Reiz gleich ausfand, das interessirt uns. Freilich, was für ein Fremder! Wolfgang Menzel kann sich nicht mit ihm vergleichen, alle seine Schilderungen haben etwas Banales, Triviales, man merkt den Reiseschriftsteller von Beruf, der um Zeilen- oder Bogenhonorar schreibt. Was er über den Prater, Schönbrunn, Tivoli, das Krapfenwaldl und Baden sagt, ist übrigens höchst dürftig, einzelne Plätze oder Strassen der Stadt schildert er gar nicht. Willibald Alexis verweilt nicht nur bei dem, was er darstellen will, länger, solange bis er eben ein anschauliches Bild beisammen hat, er führt uns auch an viele Orte, die sein Vorgänger kaum mit Namen nennt. So an einem Sommerabend in den Volksgarten oder vielmehr auf die Löwelbastei dahinter. Es ist ein lauer Sommerabend, „zwischen den Terrassen der alten Wälle . . . wogt dir das lichte Saftlaub abendlich entgegen. Lichter, Musik, Jasmindüfte, erleuchtete Hallen, griechische Tempel unter dir . . . alles das wirkt feenhaft . . . Der Mond über dir, das Sternenheer, draussen die mächtigen Massen des Kahlenbergs, die flimmernden Vorstädte, der jählings tiefe Graben und drinnen über dem Wipfelmeere des Gartens die prächtigen Fronten der Basteipaläste mit ihren erleuchteten Fenstern, das Summen der Musik — und dazu die Stimmen der Einsamkeit. Ein Geist muss dir hier erscheinen — oder du sahst nie einen.“ Ein andermal unternimmt er eine Wanderung in das engste Gassengewirre

der inneren Stadt, wo es krumm und eckig, ein grosses Labyrinth, ineinanderläuft. Es ist Sonntags und überall ganz still, die Läden geschlossen, wenig Gesichter an den Fenstern, aus den Kirchen klingt Orgel und Gesang; er freut sich über manches alte Portal, manchen Schwibbogen; „hier senkte es sich wohl und führte ein paar Stufen hinab, dort labte sich das Auge an einem aus der Ecke vorspringenden Thürmchen“. Und dann geleitet er uns auch „vor die Linie“, nach Neulerchenfeld, „den Sammelplatz aller derer, die von einer grossen Stadt und nur durch eine grosse Stadt leben, aber keine Berechtigung haben und Lust spüren, in ihr zu leben“. Und er beschreibt es: „Denke dir wieder eine kleine Stadt mit ziemlich breiten Gassen, aber kein Haus über ein Stockwerk hoch, und vor jedem Haus hängt ein Tannenzweig, das Zeichen der Weinwirthschaft, und jedes Haus um das andere ist ein Bäcker, der die schönsten Kipfel backt, oder ein Schlächter, wo Würstel von aller Façon . . . dicht hinter der letzten Hütte frisches grünes Saatfeld, feste Wege sich durchschängelnd, bergauf, bergab, und jenseits eine Kette hoher grüner Berge und ringsum freie Luft . . .“

Was uns für die Zeit von 1830 fehlt, sind mehr statistische Beschreibungen der einzelnen Stadttheile und genaue Nachzeichnungen ihrer Physiognomie. Aber wir besitzen ein Buch über die Wiener Vorstädte, das etwa sechzehn Jahre älter ist und im ganzen die Zustände von anno 1811 ins Auge fasst. Seitdem hatte sich nicht viel verändert. Wir können getrost annehmen, dass die Schilderungen von 1811 noch auf das Wien von 1830 passen. Damals waren die Vorstädte Weissgärber, Erdberg, Hungelbrunn, Lorenzergrund (bei der Matzleinsdorferlinie), Himmelfortgrund, Michaelbeuern, Althan, Lichtenthal noch ganz ländlich; die Jägerzeile war die stattlichste Vorstadt, sie zählte zwar nicht viele Häuser, aber fast jedes Haus — namentlich auf der rechten Seite — war ein Prachtgebäude. Ob diese „herrliche Vorstadt“ noch immer durch einige armselige Hütten, die mitten auf der Hauptstrasse standen, verunziert war, wie es 1819 der junge Eipeldauer in seinen Briefen an den Herrn Vetter in Kagrán beklagt, lässt sich aus den vorliegenden Plänen nicht entnehmen. Die Leopoldstadt von der Ferdinandsbrücke bis zum Tabor hatte so ziemlich das Gepräge wie vor dreissig, vierzig Jahren — ein lebhafter Bezirk, mit viel Lastwagenverkehr, auch in den Seitengassen mit dem Charakter einer Mittelstadt, ebenso war Mariahilf und die schottischen Gründe, die vielleicht unter allen Stadttheilen in der Zeit von 1815 bis 1840 den grössten Aufschwung nahmen, ferner die alte Wieden, die untere Landstrasse, und die eigentliche Alservorstadt: Alserstrasse und die anstossenden, heute

zur Josefstadt gerechneten Gassen. Die Rossau hatte das Ansehen eines Fischerdorfes. Die Vororte hatten fast durchwegs den Charakter von Sommerfrischen, noch ging man nicht bloss nach Döbling und Weinhaus, auch nach Hernals und Währing aufs Land. Nur im Südwesten der Stadt war schon die grosse Häusermasse in Bildung begriffen, die heute Fünfhaus und Sechshaus ausmachen, auch Fabriksanlagen gab es hier nicht wenige. Von Eisenbahnen wusste man schon, eben im Jahre 1830 brachte die „Wiener Zeitung“ einen Bericht über die Eröffnung der Linie Manchester–Liverpool, mit genauer Schilderung der Wagen, Angabe des Fassungsraumes, der Geschwindigkeit. Aber von einem österreichischen Bahnproject verlautete noch nichts, es schien kein Bedürfniss, da die Postwagen nach Graz, die dreimal wöchentlich gingen, nicht immer besetzt waren, die Eilpost nach Siebenbürgen mit einer einmaligen Fahrt alle vierzehn Tage ausreichte. Und so führten denn die alten grossen Heerstrassen noch immer den Reisenden auf das Hauptpostgebäude bei den Dominicanern. Durch die Matzleinsdorferstrasse, Landstrasse Hauptstrasse, Taborstrasse und Mariahilferstrasse bewegten sich oft halbe Tage lang Reihen von Lastwagen, „wahre Ungethüme mit mächtigen Gliedern“, deren Ladefähigkeit bis zu achtzig Metercentnern ging; von zehn, zwanzig, dreissig Pferden werden sie gezogen, die Jugend der Vorstadt begleitete sie gaffend und schreiend in die Einkehrhäuser, die in diesen Strassen besonders zahlreich waren und durch ihre Riesenthore auffielen, oder in die Packhöfe und bis aufs Hauptzollamt. Auch der Wiener-Neustädtercanal diente noch als Frachtweg — seine Ufer waren mit Frachthöfen und Magazinen besetzt.

IV.

Die Localchronik des Jahres 1830 ist nicht sehr reich an merkwürdigen Vorfällen. Abergläubische prophezeiten ein Unglücksjahr, weil Neujahr an einem Freitag fiel, und die grosse Ueberschwemmung, von der die an der Donau gelegenen Stadttheile infolge des Eisganges, der nach einer fast ununterbrochenen dreimonatlichen scharfen Kälte über Nacht vom 28. Februar auf den 1. März erfolgte, heimgesucht wurden, schien dieser Prophezeiung rechtzugeben. Denn es war die grösste Ueberschwemmung des Jahrhunderts in Wien, an der Augartenmauer kann man heute noch die Höhe des Wasserstandes ablesen, die Erinnerung von dem nächtlichen Schrecken hat noch lange Jahre in der Bevölkerung der Leopoldstadt, Brigittenau, Rossau, Weissgärber gelebt, und noch heute ist sie nicht ganz erloschen. Aber diese Katastrophe blieb doch die einzige des Jahres. Frühjahr und Sommer waren sehr

schön und warm, es gab ein fruchtbares Jahr und für die Weinbauer der Vororte eine gute Lese. Die Cholera wurde wohl in der zweiten Hälfte des Jahres schon gefürchtet, aber sie kam noch nicht, und auch die Angst vor ihr war noch nicht so gross und allgemein wie 1831.

In der Geschichte des Wiener Humanitätswesens ist der 4. Mai 1830 denkwürdig; an diesem Tage, dem Geburtstage der Kaiserin, wurde die erste Kinderbewahranstalt — auf dem Rennweg — eröffnet. Für das Kunstleben von Bedeutung war der 6. September, wo die feierliche Grundsteinlegung des alten, ersten Musikvereinsgebäudes erfolgte; Grillparzer verfasste hiezu ein Gelegenheitsgedicht. Als ein sehr freudiges Ereigniss nicht nur für die Stadt, sondern für die gesammte Monarchie wurde damals schon angesehen, dass Erzherzogin Sophie, die Gemahlin des zweiten Sohnes des Kaisers, Franz Karl, am 18. August einen Sohn gebar, obwohl damals noch niemand ahnen konnte, wie viel dieser Prinz einst für Reich, Volk und Stadt bedeuten sollte. Grillparzer hat bekanntlich in seiner „Phantasie am Morgen der Niederkunft der Erzherzogin Sophie“ dem Neugeborenen einen poetischen Segenswunsch zugerufen, der fast durchaus in Erfüllung gehen sollte. Er war übrigens nicht der einzige der das Ereigniss besang, auch Castelli lieferte ein Gedicht, das von Kreutzer in Musik gesetzt wurde.

V.

Es war immer noch das berühmte fröhliche Leben in Wien und die berühmte Gemüthlichkeit; darin kommen alle Fremden, die in dieser Zeit über unsere Stadt geschrieben haben, überein, es war sogar in dieser Beziehung besser geworden, trotz der Verzehrungssteuererhöhung: so arge Klagen über Geschäftsrückgang, schlechte Zeiten, Schwinden des Frohsinns im Volke, wie wir sie 1816 und 1817 vernehmen, werden 1830 nicht laut. Einen „Epikuräismus ohne Leidenschaft“ bezeichnet Menzel als den hervorstechendsten Zug des Wiener Wesens. Wirft man einen Blick auf die Unterhaltungsanzeigen des Faschings in der „Wiener Zeitung“, so wird man finden, dass die Stadt darnach relativ — wenn man ihre Einwohnerzahl in Betracht zieht — wenigstens Vergnügungen besserer Art mehr als heute geboten hat. Da ward der Maskenball der Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen im grossen k. k. Redoutensaale zu einem wohlthätigen Zwecke abgehalten, die Karte kostete 4 fl. Wiener Währung oder 1 fl. 36 kr. C. M. — es ist ungefähr derselbe Preis, den heute eine Eintrittskarte auf einen Eliteball kostet; dann kam der Ball der Gesellschaft der Musikfreunde, dem Eintrittspreise nach von gleichem Range, etwas billiger waren die

Armenbälle, deren es für jede grössere Vorstadt einen gab; hier wurde 1 fl. C. M. als Entrée gefordert. Die „Gesellschaftsbälle“ im Dommeyerschen Kaffeehause in Hietzing (Eintritt an der Casse 48 kr. C. M.), die Aglajabälle beim „schwarzem Bock“ auf der Wieden, die Concordiabälle in der Leopoldstadt „zur Kettenbrücke“, die Florabälle beim „weissen Schwan“ in der Rossau, die Bälle in den Apollonssälen auf dem Schottenfelde, die während des ganzen Carnevals jede Woche einmal stattfanden, sind durchaus nicht mit den Tanzunterhaltungen zu vergleichen, wie sie heute in so vielen Vorstadtgasthäusern üblich sind, und die meist nur von Dienstmädchen besucht werden — es waren gut bürgerliche Vereinigungen, deren Besuch nicht gar so wohlfeil war. Eine Novität des Jahres 1830 waren die „russischen Ballfeste“ „zur blauen Weintraube“ in Penzing: „in einem eigens von Eis und Schnee erbauten, von aussen und innen reich ausgeschmückten und zugleich erwärmten Eispalaste“; die „Theaterzeitung“ von Bäuerle brachte darüber ein ausführliches Feuilleton im Stile unserer Reclamartikel. Selbst im Sommer hörten die Bälle nicht auf; der Wiener Correspondent der „Dresdener Abendzeitung“ (Castelli?) berichtete im August von einem „chinesischen Ball“: dabei war alles chinesisches, sogar der Speisetarif, worauf auf einer Seite die Wiener Localnamen standen, auf der anderen angeblich die chinesische Uebersetzung beigefügt war, die Aufträger waren im chinesisches Costüm und Garten und Tanzsaal auf chinesisches Art mit Papierballons von allen Farben aufs prächtigste illuminiert“. Volksbelustigungen wie der Brigitta-Kirchtag, den etwa 18 Jahre später Grillparzer in seinem „Spielmann“ beschreiben sollte, erfreuten sich noch ihres alten Glanzes; Montag den 12. Juli, am zweiten Tage des Festes, zählte man 6000 Wagen in der Brigittenau. Johann Strauss sen. und Josef Lanner waren damals schon in ihrer Blüte, besonders der Name des ersteren begegnet einem fast in jeder Nummer der „Theaterzeitung“: er dirigiert die Ballmusik bei Dommeyer, in den Sommermonaten spielte er am Sonntag beim „guten Hirten“, Montag und Donnerstag bei den „zwei Täuberln“ auf der Landstrasse, Dienstag bei Dommeyer, Mittwoch beim „Sperl“. Lanner spielt ebenfalls beim „Sperl“, bei der „goldenen Birn“, beim „goldenen Strauss“ in der Josefstadt. Im Jänner wurde ein neues feines Restaurant im Federlhof in der Bischofgasse (jetzt Rothenthurmstrasse) eröffnet, um den „Leckermäulern“, die seit dem letzten Sommer durch Widtmanns und Taraults Abgang an Ressourcen völlig verarmt seien — wie die „Theaterzeitung“ sagt — einigen Ersatz zu schaffen. Im Juli richtete ein gewisser Czermak die Delicatessenhandlung und Weinstube „zu den drei Laufern“ ein, das Schild wurde von dem „akademischen Maler“ Stegmayer gemalt:

„es bietet ein schönes Bild idealer Gestalten und gefällt durch die Lebendigkeit des Colorits und das Ebenmass der Figuren“, die Credenzstuben werden von dem enthusiastischen Reporter der „Theaterzeitung“ als „wahre Feengemäcker“ bezeichnet.

Dazu kamen dann die Theater. Es gab deren damals ebensoviele als noch im Jahre 1870, nur um eines weniger als im Jahre 1893, und sie scheinen alle meist gut besucht gewesen zu sein, wenigstens begegnen wir keiner Klage über das Gegentheil. Nur in der Oper (Theater nächst dem Kärntnerthor), die damals in Pacht gegeben wurde, kam's während dieses Jahres zu einer Krisis. Der Pächter Graf Gallenberg machte Conkurs und suchte das Weite, indes nahm sich der Kaiser der verlassenen Gesellschaft an. Im Sommer wurde dann mit einem gewissen Dupont, ein Vertrag auf zehn Jahre geschlossen, der Hof verpflichtete sich zu einem Zuschuss von 75.000 fl. C. M. Dafür verband sich Dupont deutsche Oper und Ballet zu geben und täglich zu spielen. Der Correspondent der „Dresdener Abendzeitung“ meinte, damit werde er wohl Erfolg haben, wenn er sich nur nicht verleiten lasse, italienische Opern zu geben; zwar wünsche sie der Adel, aber „diese waren stets der Ruin dieser Bühne und werden es auch immer sein“. Von hervorragenden Novitäten erschien 1830 auf dieser Bühne bloss Rossinis „Wilhelm Tell“, in zwei Abenden, jeden Abend eine Abtheilung in zwei Acten. Diese Oper soll weniger als die früheren Werke Rossinis gefallen haben. „On n'y reconnoît pas Rossini“, hörte man von allen hochadeligen Lippen beim Einsteigen in die Wagen, berichtet Castelli aber — setzte er hinzu — eben weil der „Tell“ besser sei als seine andere Opern. Neben vielen heute ganz verschollenen Namen begegnen wir im Repertoire auch Spontini („Die Vestalin“), Meyerbeer („Kreuzritter von Egypten“), Boieldieu („Weisse Frau“); von den musikalischen Classikern der vorhergehenden Periode finden wir Mozart und Beethoven, aber nicht sehr häufig. Die Namen der Sänger und Sängerinnen sind heute fast alle verklungen: Madame Ernst, Madame Bondra, Herr Schuster, Herr Fischer, Herr Sibert, Herr Cramolini. Von fremden Gästen kam ein Herr Binder aus Prag, im Juni die Pasta und Rubini in italienischen Opern, dann Wild aus Darmstadt, der früher in Wien engagirt war. Im Ballet glänzte schon Fanny Elssler, obwohl sie noch nicht durchwegs erste Partien tanzte, ihr Gestirn war eben erst im Aufgehen.

Im Burgtheater waltete noch Schreyvogel, aber er war schon am Vorabend seines Sturzes. Von Novitäten brachte das Jahr: „Yelva, die Waise aus Russland“, Melodram aus dem Französischen von Castelli, „Ein Stündchen Incognito“ und „Karl XII. auf der Heimkehr“, Lustspiele von Töpfer, „Die Schleichhändler“, Lustspiel von Raupach,

„Genovefa oder Schuld und Busse“ von demselben Autor, Kotzebues „Verschwörung von Kamtschatka“ und „Der Besuch oder die Sucht zu glänzen“, Deinhardt's „Erzherzog Maximilians Brautzug“, Scribes „Geheimnis“, übersetzt von Kurländer: fast lauter leere Namen für uns Heutige. Sonst waren die Birch-Pfeiffer und wiederum Raupach, Töpfer und Kotzebue stark vertreten, doch pflegte Schreyvogel auch ein höheres Genre, wenigstens Schiller'sche Stücke gab er ziemlich oft: den „Carlos“ mit Heurteur als König Philipp, Fichtner als Carlos, Korn als Posa, „Cabale und Liebe“ mit Fichtner oder Löwe als Ferdinand, mit Costenoble als Musicus Miller, „Wallenstein“ mit Anschütz in der Titelrolle, mit Korn als Max, die „Jungfrau“ mit Anschütz als Dunois; von Shakespeare wurde in diesem Jahre „Lear“ mit Anschütz in der Titelrolle und „Romeo und Julia“ mit Löwe als Romeo und Demoiselle Pêche als Julia gegeben. „Emilia Galotti“ ging mit Löwe als Prinzen, mit Korn als Marinelli über die Scene, ferner das „Käthchen von Heilbronn“ und Goldonis „Mirandolina“. Korn war damals 48 Jahre alt; seit 1802 engagirt, gehörte er schon zu den älteren Mitgliedern. Anschütz, seit neun Jahren Mitglied, vollendete am 8. Februar sein 45. Jahr, Wilhelmi, Bonvivant und Komiker, war 42 Jahre alt, Löwe 36, für einen Ferdinand findet ihn ein Kritiker schon zu „fett“, Fichtner 25 eben im Jahre 1830, am 9. Jänner, verheiratete sich dieser mit der einundzwanzigjährigen Betty Koberwein. Laroche war noch nicht da, auch die Haizinger noch lange nicht. Die grosse Sophie Schröder schied eben mit Beginn des Jahres 1830 aus dem Burgtheater, sie war 29 Jahre alt, aber am 12. October trat die Künstlerin ein, die sie dann in vielen Rollen ersetzen sollte: Julie Gley, verehelichte Rettich, damals 20 Jahre alt. Viel beklagt wurde der Hingang einer jugendlichen Schauspielerin Sophie Müller, die am 20. Juni 1830 im 28. Jahre einem Brustübel erlag: die Birch-Pfeiffer, der sie zu so manchen Erfolgen in Wien verholfen hatte, sowie Holtei schrieben ihr Nekrologe, eine Menge Gedichte feierten ihre Schönheit, ihre Grazie, ihre Liebenswürdigkeit. Sehr viel schwärmten die Theaterhabitués von Demoiselle Pêche, die als Gast aus Stuttgart kam, die Julia, die Eboli spielte und dann engagirt wurde.

Das Theater an der Wien „lebt von Spectakeln aller Art“. Eben in diesem Jahre hatte Director Carl seine Gesellschaft mit der Kunstreitertruppe eines gewissen Tourniaire vereinigt. Unter anderem spielte er „Timur, den Tatarenchan“ und die „Räuber in den Abruzzen“: „man ritt und turnirte und focht und stürmte und sengte und brennte“, schreibt Castelli, „und auch ein Hund that das Seinige dabei, und die Casse füllte sich selbst bei der ausserordentlichen Hitze des diesjährigen Sommers“. In einem andern Stücke wurden grosse militärische Evolutionen

ausgeführt, in einem vierten („Waltron“) kamen lebendige Bäume vor, die auf dem Theaterzettel besonders erwähnt waren. Aber Castelli gibt dem unternehmenden Director zu bedenken, dass, wenn er in diesem Genre fortfahren wolle, er demnächst Regimenter aufmarschiren und Elephantenkämpfe werde arrangiren müssen. Indes that Castelli dem Director unrecht, sein Spielplan war doch gerade 1830 sehr vielseitig: er pflegte das parodistische Genre — Die „goldpapierene Zauberkrone oder nichts ist unmöglich“, eine Parodie auf Raimunds „Unheilbringende Krone“, ging in diesem Jahre über die Scene, und im Juli erscheinen eine ganze Reihe von Trauerspielen — „Die Räuber“, „Kabale und Liebe“, „Tell“, „Hamlet“, „Abällino“ — mit dem Hamburger Heldenspieler Wilhelm Kunst in den Hauptrollen.

Im Leopoldstädter Theater war Raimund noch Director, aber er hatte seinen Pachtvertrag bereits gekündigt und schied mit Ende des Jahres, ebenso die berühmte Therese Krones, die schon im Jänner auf der Bühne als Julerl, die Putzmacherin, zum letztenmale auftrat; nach einem kurzen Gastspiele im Theater an der Wien erkrankte sie und starb noch in demselben Jahre am 28. December, 29 Jahre alt; endlich Ignaz Schuster, der aber bald darauf wieder eintrat: Wolfgang Menzel sah ihn das Jahr darauf auf dieser Bühne.

Das Josefstädter Theater war gleichfalls im Besitze des Directors Carl, und es spielten häufig dieselben Schauspieler wie im Theater an der Wien, so Wenzel Scholz, damals schon ein sehr beliebter Komiker. Am 6. August hatte er im Theater an der Wien ein Benefiz als Schulmeister Affenpreis im „Findelkind“, Originallustspiel von Grafen Brühl, aber in der Regel spielte er damals in der Josefstadt; hier war 1830 auch Nestroy engagirt, ohne indes noch bemerkt zu werden, ferner der treffliche Rott. Das Theater pflegte — neben der Zauberposse und erste Oper, unterschied sich also nicht sehr vom Theater an der Wien. Das Haus konnte damals noch als ein Neubau gelten, es stand erst seit 1822.

VI.

Die Mode dieser Zeit wird wie überall in Europa, so auch in Wien, durch die Auflösung des Empirestils bezeichnet. Dies zeigt sich in der Architektur, im Kunstgewerbe, in den Trachten. Einerseits ruhte in diesem Sinne die Romantik, von der ja bis tief in die Zwanzigerjahre herein bedeutende Vertreter in Wien lebten, Epigonen aber auch das ganze vierte Jahrzehnt des Jahrhunderts. Wie überall zeigte sich die Romantik auch hier zunächst stilauflösend, dann trotz ihrer Tendenz

auf Wiederbelebung der Vergangenheit eigentlich unhistorisch, indem sie die natürliche Entwicklung schroff abbrach und ein buntes Gemenge von allen möglichen Zeiten und Stilarten als neue Kunst aufbrachte. In Wien speciell waren es die Barocke und — die Gothik, die man an Stelle des Empirestils setzte oder besser gesagt, das, was man damals unter Barocke und Gothik verstand: es war eine sehr äusserliche und häufig ganz missverständliche Nachahmung derselben. In den kaiserlichen Schlössern wurde damals nichts verändert, die blieben Empire, aber die Einrichtung in den Palästen des hohen Adels und der reichen Bürger trägt diese Signatur, und selbst in der scheinbar stilllosen Ausstattung des einfachen Bürgerhauses lässt sie sich erkennen: es ist das, was man den Biedermaierstil nennt und uns aus den Wohnungen unserer Grosseltern noch in Erinnerung ist: grossblumige Muster auf Tapeten und Garnituren, Etagern und Glasschränken. Im Kunstgewerbe ist überdies für diese Zeit auch der Verfall aller Techniken charakteristisch — auch hier trägt die Kunstlehre der Romantik einen guten Theil der Schuld, da sie ja gelehrt hatte, der Künstler brauche nichts zu lernen, er müsse alles aus angeborenem Triebe schaffen — für hier speciell kommt aber wohl noch die geringe Föhlung mit dem Auslande und der Mangel an Föderung von Seite des Staates hinzu. So ist z. B. die Emailindustrie, in der noch in der Congresszeit Ausgezeichnetes geleistet wurde, in den folgenden dreissig Jahren gänzlich heruntergekommen — man erzeugte Email nur mehr für Kochgeschir und Uhrenzifferblätter, so dass dann — ein Menschenalter später — das österreichische Museum diese Industrie erst wieder künstlich schaffen musste.

In der Tracht war mit dem Empiregeschmack schon in der Zeit von 1815—1825 so ziemlich gebrochen worden. Das Decolleté der Frauen war bescheidener geworden, es wurde durch einen leichten Shawl mit Querstreifen verhüllt, die Taille war viel tiefer gerückt und von 1820 an trug man wieder Corsets. Die Aermel bauschten sich immer mehr, der Rock war durch Falten stoffreicher geworden. An Stelle der Schuhe waren gleichfalls schon seit 1820 Stiefelchen getreten, die über die Knöchel reichten, aus staubgrauer oder schwarzer Serge, nur vorn an den Spitzen mit Leder besetzt, an den Seiten zum Schnüren und im Winter mit einem Pelzbesatz versehen. Die Handschuhe, die in der Congresszeit über den Ellbogen gereicht hatten, sind nun viel kürzer. Um 1830 fangen die Leibchen an, mit zwei oder drei grossen Krägen versehen zu werden, die Röcke werden unten mit Volants, Rüschen, Rollen und allem möglichen Aufputz wie mit Fassreifen besetzt. Die Aermel werden nun noch weiter; ob sie kurz oder lang sind, sie

erhalten die Keulenform, das sogenannte Gigot. Der Rock wölbt sich hinten und an beiden Seiten und ist vorn ganz platt. Der Shawl wird unerlässlich. Höchst bezeichnend ist die Frisur, ein kunstvolles Gebilde aus Schlupfen und Schleifen. Eine Neuerung, speciell des Jahres 1830, ist der Muff, den die Damen sogar nehmen, wenn sie auf Soireen gehen, bei grosser Toilette trug man ihn aus Hermelin. In der Herrenmode ist charakteristisch der glockenförmige Rock, die hohe Weste, die bauschige grosse Cravatte, das mit dem Steg weit über die Stiefletten gezogene, meist lichte Beinkleid, der Cylinder. Die Standesunterschiede werden in der Herrenkleidung nicht mehr oder kaum merklich. Willibald Alexis rühmt dies ganz besonders von der Wiener Mode: „Alle Wiener sind auf der Strasse gleich gekleidet,“ sagt er, „du erkennst den Fremden auf den ersten Blick . . . Die schwarze Binde mit dem ungeheueren Knoten ist ein gleiches Symbolum des grossen Ordens der Fashionablen. Der Gehrock hat Eine Farbe. Einen Schnitt, die Beinkleider hängen gleich tief, die Stiefel oder Schuhe bedeckend . . .“

VII.

Das gesellschaftliche Leben scheint um 1830 bedeutend stiller gewesen zu sein als zehn oder zwanzig Jahre zuvor. In den höchsten Kreisen wirkte das Beispiel des Hofes, der so ganz einfach zurückgezogen lebte. Zwar Kaiser Franz hatte das Geräusch grosser Gesellschaften niemals geliebt, aber seine dritte Gemahlin, Marie Ludovica, war selbst noch in ihren letzten Leidensjahren (sie starb 1816), eine Freundin geistvoll belebten Umganges und heiterer, wenn auch einfacher Feste. Nun war der Kaiser um so viel älter geworden, und seine vierte Gemahlin, Karoline Auguste, fügte sich ganz seiner Neigung; so ward der Wiener Hof zum stillsten Europas. Dazu kam in den ersten Monaten 1830 die Trauer um die Ende 1829 heimgegangene Gemahlin des Erzherzogs Karl, Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg. Aber auch das Haus des Fürsten Metternich und wer diesem nahe stand, war in Trauer; ebenfalls im December des vorhergehenden Jahres war die Fürstin, eine geborne v. Leykam, an einem zurückgetretenen Milchfieber gestorben. Von den grossen Gesellschaftsmenschen der vorhergehenden Periode waren die meisten alt geworden, so Gentz, der im Mai sein 66. Jahr vollendete, übrigens durch die Leidenschaft zu Fanny Elssler gerade damals ganz in Anspruch genommen war. Die hervorragendsten bürgerlichen Salons der Congresszeit und der Zwanzigerjahre — Geymüller, Eskeles u. a. — bestanden nicht mehr, andere, wie der der Karoline Pichler, scheinen ihre Anziehungskraft verloren zu haben, sie klagt wenigstens in ihren Denkwürdigkeiten darüber, dass sie z. B.

Menzel nicht besucht habe, und führt es auf die stets mehr übernehmende Sitte unserer Liberatoren zurück, die Gesellschaft von Frauen zu vermeiden.“ Das Klinkowström'sche Haus, das Haus der Frau Schlegel (der Witwe Friedrich von Schlegels), der Tochter des vor kurzem verstorbenen Adam Müller, Frau Endlicher und Frau von Pilat — alle diese waren gerade 1830 infolge von Familientrauerfällen so ziemlich unzugänglich. Weder Menzel, noch Alexis, noch Ranke nannte irgend eine grössere Gesellschaft, in die sie eingeführt worden wären. Ranke spricht im allgemeinen von Gesellschaften und schildert sie nicht besonders amüsant: „Denke Dir,“ schreibt er an Heinrich Ritter, „die Männer pflegen hier den ganzen Abend den Hut in der Hand zu behalten, man ist kaum imstande, Thee zu nehmen. Die Damen sitzen natürlich in weiten Kreisen. Mann kann das Vergnügen haben, zu denen, die man kennt, hinzutreten, um mit ihnen ein Gespräch zu beginnen. Zuweilen habe ich hier wohl einen Anflug von Geist bemerkt, aber in der Regel — mein Gott! Nachdem der Thee genommen ist, wohlgemerkt, eine Tasse, beginnt ein wenig Musik. Dann und wann hört man eine volle Stimme oder ein schönes Tirolerlied. Im ganzen Fadheit, fast alles Rossini. Uebrigens parliert man entsetzlich. Ich glaube, dass das nirgends so arg ist; wie soll man da jemals deutsch lernen!“ In Bauernfeld's Tagebuch, das ja bis in diese Zeit zurückreicht, wird für dieses Jahr nur eine Herrengesellschaft erwähnt, und was von dieser gesagt wird, gibt keinen sehr hohen Begriff von dem Tone, der da herrschte. Und doch gehörten die Theilnehmer alle literarischen und künstlerischen Kreisen an. Es war bei Castelli am 7. März, anwesend waren ausser Bauernfeld Deinhardstein, Ludwig Löwe, ein Baron Schlechta, den Menzel als liebenswürdigen Gesellschafter lobt, ferner Raimund und Graf Auersperg (Anastasius Grün?). „Viel Lärm,“ zeichnet Bauernfeld auf, „auch Gemeinheit, Schlechta und Löwe die ärgsten. Sie schnitten die Gewichter der Uhren ab, zerrissen die Karten, auch Bücher, steckten Wachskerzen ein. Raimund gemüthlich angestochen. Die lustigen Brüder benützten das, betrogen ihn beim Spiel.“ Das erinnert an gewisse wüste Scenen in der französischen Gesellschaft vor der Revolution.

VIII.

Das literarische und künstlerische Leben war im Mai 1830 auch nicht mehr so glänzend wie noch wenige Jahre vorher. Beethoven und Schubert waren gestorben, und das wurde in einer Stadt, in der die Musik immer die vornehmste Kunst war, sehr gefühlt. Von den Dichtern stand wohl Raimund, 40 Jahre alt, auf dem Höhepunkte seines Schaf-

fens und seines Glückes, er hatte das Jahr vorher der Wiener Bühne das tief und gross angelegte Stück „Die unheilbringende Krone“ gegeben und trug sich nun vielleicht schon mit dem Gedanken seines reifsten Werkes, des „Verschwenders“, der 1834 erschien. Grillparzer aber, obwohl doch ein Jahr jünger als Raimund, hatte seine Glanzzeit eigentlich schon hinter sich: durch die Aufzeichnungen, die spärlichen Gedichte, die Briefe, die aus diesem Jahre stammen, geht schon ein Zug von Ermüdung, die Schatten des Alters lagen bereits auf der Stirne des Neununddreissigjährigen. Wie so tief traurig klingt das Gedicht »auf die Nachricht von dem Tode der jungen Schauspielerin Therese Löwe«, das 1830 entstanden ist, aus:

Ihr seid traurig, ich bin's auch!
 Und doch wieder bin ich's minder;
 Von so kurzem leichten Spielen
 Kehrt die Mime leicht nachhaus,
 Unerschöpft und unbefangen.
 Aber spinnt sich's länger aus,
 Hält der Scherz kaum bis zum Schlusse,
 Oder, wenn zum Ernst gewendet,
 Gibt es eine Schuld zu lösen,
 Gibt's ein Leben, das ein Traum,
 Eines Starken Glück und Ende:
 Darum besser: ende, ende!

Das letzte Werk, das er geschaffen hatte — »Des Meeres und der Liebe Wellen« — lag in Schreyvogels Pult und sollte noch ein Jahr auf die Aufführung warten; während des Jahres 1830 selbst beschäftigte ihn »Der Traum ein Leben«, auch sonst war die dichterische Ausbeute desselben gering — ein paar Gelegenheitsgedichte und das Schlusswort der »Tristia ex ponto«, weiter nichts. Enthusiastische Vertreter, wie der damals zwanzigjährige L. A. Frankl, klagten darum über sein Stillschweigen: »Willst du's in der Brust verschliessen, was ein Gott dir liebend bot«, apostrophiert er den Dichter in einem Gedichte »An Grillparzer«, das die »Theaterzeitung« am 21. September d. J. abdruckte. Für Grillparzer als Beamten war das Jahr glücklich; dank dem freiwilligen Dienstaustritte des Hofconcipisten Stephan von Kallay rückte er in eine Besoldung von jährlich 1000 fl. C. M. Das war in einer Zeit, in der ein ordentlicher Professor der Theologie 800 fl., ein Scriptor an der Universitätsbibliothek 700 fl. Gehalt hatte, für einen noch nicht vierzigjährigen Beamten nicht so schlecht. In diesem Jahre würde auch sein »Ottokar« zum erstenmale in Berlin im königlichen Schauspielhause aufgeführt; er erhielt dafür freilich nur 50 Thaler. Sein Verhältniss zu Kathi Fröhlich war 1830 einem völligen Bruche nahegekommen: »Das Verhältniss zu den Ihrigen«, schrieb er am

29. September, »wurde nur durch die Besorgniss aufrecht erhalten, dass eine Trennung dem Gemüthe und dem Gesundheitszustande der Kathi verderblich werden könnte. Gegenwärtig scheint diese letztere von ihrer überreizten Empfindung zu mir hinlänglich hergestellt zu sein. Ich gedenke daher, meine Besuche vorderhand einzustellen.« Kathi begleitete im Herbste ihre Schwester auf einer Reise nach Mailand; dorthin schrieb ihr Grillparzer gegen Ende des Jahres einen Brief, über den sie sehr glücklich war; aber es ist ein trockener, öder und trostloser Brief: »Mein Leben ist gegenwärtig noch einförmiger, als es sonst war, das Wetter ist zu schlecht zum Spaziergehen, die Menschen ennuyiren mich, und das Theater widert mich an. Von Arbeit bin ich bekanntlich kein grosser Freund, und überdies fehlt mir noch derzeit Lust und Geschick dazu.«

Als Nestor der Wiener Dichter galt Castelli, obwohl er, 1781 geboren, kaum fünfzig Jahre alt war. Menzel, der ihn auf seinem Landsitze bei Wien aufsuchte, rühmt von ihm: »Er und kein anderer ist der wahre deutsche Anakreon. Gleim . . . war viel zu pedantisch und sentimental dazu, und nur wer so ganz fern von Pedanterie ist wie Castelli, darf noch Rosen im grauen Haare tragen.« Im Jahre 1828 hatte er seine Gedichte in niederösterreichischer Mundart herausgegeben, die auch im Auslande bemerkt worden waren; er war übrigens ein äusserst fruchtbarer Schriftsteller, der fortwährend Feuilletons, Gedichtchen, Correspondenzen lieferte. Bedeutend älter als Castelli war die 1769 geborene, also bereits einundsechzigjährige Karoline Pichler, von der aber Menzel meinte, sie stehe schon am Ende ihrer Laufbahn, spöttisch nennt er sie »die Hebuka unseres neuhomerischen Zeitalters«. Auch sie war übrigens immer noch thätig, damals studirte sie Raumer's »Geschichte der Hohenstaufen«, um Material für einen geplanten Roman »Friedrich den Streitbaren« zu sammeln, den sie wirklich schon 1831 zu Ende brachte. Auch Balladen dichtete sie noch, so das »Turnier zu Worms«, das eine Episode aus der Geschichte Maximilian I. behandelt. Josef Freiherr von Zedlitz, 1790 geboren, heute nur mehr durch seine 1827 erschienenen »Todtenkränze« bekannt, galt damals auch als hervorragender Dramatiker; Menzel vergleicht seinen »Stern von Sevilla« mit Grillparzer's »Treuem Diener«, in dem Taschenbuche „Aglaja“ für 1831 erschien ein Drama von ihm: „Herr und Slave“. Er bereitete auch damals eine zweite Auflage der „Todtenkränze“ vor, doch machte die Censur Schwierigkeiten, sie verlangte verschiedene Aenderungen. Ein sehr grosses Ansehen genoss der unbedeutende Deinhardstein, der ja ein paar Jahre später Schreyvogel's Nachfolger werden sollte; ferner der heute längst vergessene Braun von Braunthal. Menzel

rühmt ihm nach, dass er die Vorzüge des Wieners mit denen des Berliners verbinde; er schrieb Gedichte und Erzählungen.

Unter der jüngsten Dichtergeneration hatte Bauernfeld damals schon einen guten Namen. Er war 28 Jahre alt und verzeichnet in seinem Tagebuche von 1830 die Erlangung eines Adjutums von 400 fl. als ein glückliches Ereignis; er musste freilich daneben Privatlectionen geben. Aber er war recht im Gegensatze zu Grillparzer immer guter Dinge. Im August beendete er eines seiner besten Lustspiele — „Leichtsinn aus Liebe“ — dass sich fast bis in unsere Zeit auf dem Repertoire erhalten hat. Sein Freund Joh. G. Seidl, um zwei Jahre jünger, doch als Dialectdichter schon über die Grenzen Oesterreichs hinaus bekannt und von Menzel sogar höher geschätzt als Castelli — von seinen „Flinserln“ erschien im Jahre 1830 das dritte Heft — war seit einem Jahre nicht mehr in Wien; er hatte 1829 eine Stelle als Gymnasialprofessor in Cilli mit 600 fl. Gehalt bekommen, von ihm übernahm Bauernfeld einige Lectionen. Auch Anastasius Grün — 24 Jahre alt — wurde damals schon genannt, eben im Jahre 1830 debutierte er mit den „Blättern der Liebe“ und dem „Letzten Ritter“. Ludwig August Frankl, damals noch Studierender der Medicin, durfte sich, wie wir gesehen haben, bereits in Wiener Zeitschriften vernehmen lassen. Adolf von Tschabuschnigg, ein Klagenfurter, im gleichen Alter wie Frankl, studierte seit 1826 Jus in Wien; auch von ihm finden sich in den Zeitschriften dieses Jahres kleine lyrische Beiträge, er arbeitete überdies an einem Romane „Das Haus des Grafen Owinsky“, der zwei Jahre später erschienen ist.

Auf dem wissenschaftlichen Gebiete fehlte es gleichfalls nicht an einem Leben. Das meiste Ansehen unter den Wiener Gelehrten genoss der Orientalist Josef von Hammer, geboren 1774, also 56 Jahre alt. Zwischen 1827 und 1833 erschien seine zehnbändige „Geschichte des osmanischen Reiches“. Auch der Astronom Littrow war über die Grenzen des Kaiserstaates hinaus bekannt; ferner der Physiker Andreas von Baumgartner, geboren 1793, der seit 1826 im Vereine mit Ettinghausen eine Zeitschrift für Physik herausgab. Der Historiker Franz von Buchholz, ein Westfale, doch seit 1813 in österreichischen Diensten, arbeitete bereits an der grossangelegten „Geschichte Kaiser Ferdinands I.“, die ihn bekanntmachen sollte; der erste Band erschien im folgenden Jahre. Die „Jahrbücher der Literatur“, die in Wien erschienen, waren immer noch ein bedeutendes literarisch-kritisches Organ. 1830 brachten sie Beiträge von Hammer („Berichte über die Literatur der Reisen im osmanischen Reiche“), von Michael Enk, von Littrow, von Deinhardstein (über Carlyles „Schiller“ und Immermanns „Miscellen“); von aus-

wärtigen Mitarbeitern lieferte De la Molte-Fouqué einen Beitrag über Ebert's „Wlasta“ und Creuzer in Heidelberg über die „Epochen der bildenden Kunst“ von Thiersch. Eine interessante Persönlichkeit, die zwischen Politik und Krieg, Wissenschaft und Kunst vermittelte, war der damals fünfunddreissigjährige Anton Prokesch Ritter von Osten. Er hatte lange Jahre im Orient, in der Türkei, in Griechenland, auf den griechischen Inseln, in Kleinasien und Egypten in militärischen und diplomatischen Missionen zugebracht und kehrte eben 1830 in die Heimat zurück. In demselben Jahre erschienen seine „Erinnerungen aus Egypten und Kleinasien“, die Hammer in dem oben genannten Aufsätze der „Jahrbücher“ ausführlich und rühmend besprach. Aber aus seinem Briefwechsel mit Gentz, der ihm Gönner und Freund war, lernen wir ihn auch als Dichter kennen: in einem Sonett schildert er den ersten Eindruck, den Fanny Elssler auf jenen — wie er sich's dachte — hervorgebracht haben musste. In dasselbe Jahr fällt auch seine Bekanntschaft mit dem Herzog von Reichstadt, doch fand diese nicht in Wien, sondern in Graz statt.

So konnte sich Wien im Jahre 1830 neben den anderen damaligen Mittelpunkten des deutschen Geistesleben — Berlin, Dresden, Stuttgart — in Beziehung auf die schöne Literatur wohl sehen lassen, nur in der Wissenschaft stand es schon hinter Berlin zurück, aber es ist auch da nicht ganz Null, wie man es bisweilen darstellt. Auch hat trotz aller Absperrung durch Büchereinfuhrverbote und Censur ein innerer Zusammenhang zwischen der deutsch-österreichischen oder Wiener Literatur und der draussen im Reiche damals bestanden. Goethe lebte noch und wurde in Wien nicht minder verehrt als im Norden oder Westen Deutschlands, so wie dort gab es auch hier Epigonen des Classicismus. Aber tonangebend war in Wien ebenso wie in Berlin oder Dresden die Romantik, obwohl sie bereits in die letzte Periode ihrer Entwicklung getreten war: selbst Grillparzer sollte ihr noch einmal mit seinem „Traum ein Leben“ huldigen. Raimund stand völlig in ihrem Bann, Zedlitz war ein Romantiker. Aber selbst die greise Karoline Pichler durfte sich nicht blos infolge ihrer Vorwürfe, die fast immer aus dem Mittelalter genommen waren, zu den Romantikern zählen, sondern auch aus einem inneren Grunde, der stark religiösen, ja katholischen Färbung ihrer Schriften vom „Agathokles“ an bis zu „Friedrich dem Streitbaren“, an dem sie damals eben arbeitete. Anastasius Grün, Frankl, Tschabuschnigg haben, obwohl sie sich später zum jungen Deutschland zählten und wenigstens der letztere schon damals stark von Heine beeinflusst war, doch noch ein gut Stück Romantik in sich. Das charakteristische Merkmal aber dieser öster-

reichischen oder Wiener Romantik ist ein gewisser Stich ins Triviale oder Banale, der selbst bei Grillparzer zuweilen — in den Festgedichten, in den Epigrammen — hervortritt, bei Raimund aber so stark ist, dass er uns heute nicht selten den Genuss seiner Werke vergällt. Die Jüngeren und Jüngsten allerdings suchten sich davon freizuhalten, verfielen aber dafür wieder nur zu häufig in die leere Phrase.

Auf dem Gebiete der bildenden Kunst herrschte sehr wenig Leben; Gemäldeausstellungen fanden nur jedes zweite Jahr statt, in dem „Kunstblatt“, das allwöchentlich als Beilage der „Stuttgarter Morgenzeitung“ erschien und Kunstbriefe aus allen Städten Europas brachte, findet sich das ganze Jahr 1830 hindurch nicht eine Zeile über Wien. Die Regierung glaubte genug zu thun, wenn sie den renommirtesten Malern Professorenstellen an der Akademie verlieh, der Hof, wenn er sich von Zeit zu Zeit porträtiren liess, der Adel und das wohlhabende Bürgerthum kaufte wenig, ins Ausland gieng nichts, grössere Aufträge ergiengen an die Wiener Maler fast nie. An der Akademie herrschte noch durchaus die classicistische Richtung, deren Hauptvertreter bis 1818 Friedrich Heinrich Füger gewesen war und nun Peter Krafft (aus Hanau), damals 50 Jahre alt und seit 1828 kaiserlicher Galleriedirector. Da er übrigens von 1800 bis 1804 in Paris studirt hatte, so bezeichnete er insoferne einen Fortschritt, als er an Stelle des älteren Füger'schen den neueren David'schen Classicismus setzte. Die romantische Schule, wie sie unter den deutschen Malern Overbeck und Cornelius, Veit, Passavant und Schnorr repräsentirten, war durch den damals dreissigjährigen Führich vertreten, der eben von Rom zurückkehrte, wo er mit jenen frommen Malern viel verkehrt und an der Ausschmückung der Villa Massimi theilgenommen hatte. Das Genre, in dem die Wiener in den nächsten 10 oder 15 Jahren so Eigenthümliches und Treffliches geleistet haben, lag erst in den Anfängen, nur Ferdinand Georg Waldmüller (geboren 1792) und Peter Fendi (geboren 1796) hatten sich bereits einen Namen gemacht. Jener war seit 1824, wo er einen „Tabakpfeifenhändler im Kaffeehaus“ gemalt hatte, ein Genremaler von Ruf, gerade im Jahre 1840 lieferte er eine ganze Reihe von bemerkenswerthen Bildern: den „Tiroler Schützen“, den „Bettelknaben auf der Hohen Brücke“, den „Knaben, der in der Schule die Preismedaille erhalten hat“ u. a.; Fendi brachte 1829 sein „Mädchen vor dem Lotteriegewölbe“, 1830 eine „Scene aus der Uberschwemmung“ des Jahres. Danhauser, der sechs Jahre später den berühmten „Prasser“ malte, war erst 25 Jahre alt und hatte blos erst mit Illustrationen zu Pyrker's

„Rudolfias“ und mit einigen Malerintérieurs debutirt, Friedrich Gauer-
mann, gar erst 23, 1829 mit einer „Herde, auf einem Schiff befindlich,
von einem Gewitter überfallen“, das gleichwohl bereits die Richtung
in der er sich so glücklich bethätigen sollte, andeutet. Im Porträt
waren die Engländer, besonders Lawrence, der so viele Berühmtheiten
der Congresszeit und der Restauration gemalt hatte (er starb eben
dieses Jahr), die Lehrmeister der Wiener: Moriz Daffinger, vierzigjährig,
war durch seine Miniaturbildnisse auf Elfenbein berühmt, der junge
Josef Kriehuber (geboren 1801) fieng eben an, als Porträtlithograph in
Schwung zu kommen, und der um drei Jahre jüngere Amerling kam
eben erst von seinen Wanderjahren in Frankreich und England zurück.
Alle diese jüngeren Künstler könnte man im Verhältniss zu der Füger-
Kraft'schen Schule als Secession bezeichnen. Aber wie bescheiden, wie
schüchtern, wie still war diese Secession! Von der Wiener Plastik in
dieser Zeit ist nichts zu sagen: die Klieber, Schaller, Kaehssmann, Bon-
giovanni waren alle unberührt von der Romantik, und kein einziger
von ihnen hatte eine schöpferische Begabung, kein einziger vermochte
Schule zu bilden.

In der Geschichte Europas bildet das Jahr 1830 ebenso Epoche
wie 1814, 1848, 1871. Denn die Julirevolution hat nicht bloss in Frank-
reich eine wichtige Umwälzung hervorgerufen, auch in fast allen deut-
schen Staaten, in Italien, in den Niederlanden, in Polen sind ihre Wir-
kungen nachhaltig zu verspüren gewesen. Für Oesterreich und Wien
dagegen hat dieses Jahr keine solche Bedeutung. Die Dinge giengen
von da an geraume Zeit ebenso weiter, wie sie vorher gegangen
waren, auch der fünf Jahre später erfolgende Tod des Kaisers Franz
änderte nichts. Und während sich um diese Zeit fast überall ein neues
Leben zu regen beginnt, zeigt Oesterreich und Wien damals eher den
Charakter eines langsam zu Ende gehenden, hinwelkenden Zeitalters
Nicht nur in politischer Beziehung, auch in gesellschaftlicher und lite-
rarisch. Wir haben bemerkt, wie sich die glänzenden Zirkel der Congress-
zeit geschlossen hatten ohne dass darum neue sich eröffnet hätten,
wir haben gesehen, wie die grossen Talente der Zeit, auch wenn sie
den Jahren nach noch auf der Höhe des Lebens standen, einen müden
Zug an sich tragen, der auf Alter und Abnahme der Schöpferkraft
deutet; in dem jungen Geschlechte aber ist kein so gewaltiger Schwung,
dass man etwas Grosses, Neues hätte von ihm hoffen können, es regt sich
auch nur schüchtern und wird wenig bemerkt. Im allgemeinen beherrscht
Mittelmässigkeit Literatur und Wissenschaft, Theater und bildende Kunst.

Dennoch hat die Zeit um 1830 auch für Oesterreich und Wien ihre eigenthümliche Bedeutung, denn es ist die Geburtszeit fast aller derer, die das neue Oesterreich zu schaffen berufen waren: die um 1848 als Jünglinge schwärmten, in der ersten Periode unseres Constitutionalismus ins Mannesalter traten und auf der Höhe männlicher Kraft und Reife standen, als die epochemachenden Wandlungen von 1867—1869 sich vollzogen. Und vor allem gehört ja auch der Monarch dieser Generation an, der länger als ein halbes Jahrhundert die Geschichte Oesterreichs zum Segen seiner Völker geleitet hat.
